

## Rezensionen

Herwig Wolfram, Arnulf von Kärnten (um 850–899). Eine biographische Skizze (Relectio. Karolingische Perspektiven 7) Ostfildern: Thorbecke 2024; 168 S.; ISBN 978-3-7995-2807-8; 22,-Euro

Am 8. Dezember 899 starb Kaiser Arnulf (von Wolfram übrigens durchgängig „Arnulf“ geschrieben) im Alter von wohl knapp 50 Jahren nach einer Reihe von Schlaganfällen in Regensburg. Er wurde im Kloster von St. Emmeram in Regensburg beigesetzt, wo sich bis heute sein Grab befindet. Kein anderer Herrscher brachte dem heiligen Emmeram eine solche Verehrung entgegen wie dieser Enkel Ludwigs des Deutschen, der seit 887 im Ostfrankenreich regierte. Teile seines Schatzes schenkte der Karolingier an das Regensburger Kloster, wo sein Lieblingsheiliger begraben lag, darunter so herausragende Zimelien wie den Codex aureus (heute: München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 14000) oder das Arnolfsziborium (heute: München, Bayerisches Nationalmuseum), einen frühmittelalterlichen Reisealtar. Zudem ließ er in der Nähe des Klosters eine neue Pfalz errichten, über deren genaue Lokalisierung bis heute keine Gewissheit besteht. Herwig Wolfram, emeritierter Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Wien und seit Jahrzehnten ausgewiesener Experte vor allem für die Geschichte des Frühmittelalters, hat diesem letzten mächtigen ostfränkischen Karolinger nun eine „biographische Skizze“ gewidmet. Nach einer kurzen Einleitung (S. 11 f.) und einer Vorstellung der Quellengrundlage (S. 13–15), nähert sich Wolfram der Person Arnolfs in fünf Kapiteln an. Zunächst schenkt er dem Herkunftsgebiet des späteren Kaisers besondere Aufmerksamkeit, dem bayerischen Ostland sowie den umliegenden Nachbarn („Herrschter, Einrichtungen und Orte“, S. 17–43). Arnulf hatte spätestens 876 von seinem Vater Karlmann Karantanien übertragen bekommen; dieses Gebiet im äußersten Süd-

osten des Frankenreichs bestimmte lange Zeit die Lebenswelt des Karolingersprösslings. Wolfram stellt hier auch die Verhältnisse zu den angrenzenden Nachbarn, den Mährern, den Bulgaren sowie den Ungarn dar. Das Kapitel „Von Jahr zu Jahr“ (S. 45–75) bietet einen chronologischen und quellenbasierten Durchgang zum Leben Arnolfs. Vor allem die Jahre von 887 bis zu seinem Tod 899 sind in den Quellen vergleichsweise dicht belegt. Hieran schließt sich ein Abschnitt an, der mit „Die Person“ überschrieben ist (S. 77–112). Wolfram spürt an dieser Stelle einem ganzen Strauß von Fragen nach, beispielsweise wo der spätere Kaiser geboren wurde und aufwuchs (S. 77 f.) oder wie der anachronistische Beiname „von Kärnten“ entstanden ist (S. 79–81). Spannend sind die Versuche, sich dem Menschen Arnulf anzunähern, der nach Regino vom Prüm von einer „äußerst eleganten Gestalt“ gewesen sein soll (S. 84) und der immer wieder Emotionen zeigte (S. 85). Der Autor analysiert aber auch Arnolfs Verhältnis zu den Frauen (S. 96–109), angefangen bei seiner Mutter Liutwind, bis hin zu seiner Gemahlin Uota. Das vierte Kapitel widmet sich dem Adel (S. 113–143). Welche Männer fanden sich in der unmittelbaren Umgebung des Herrschers? Mit welchen Familien setzte er sich auseinander? Schließlich teilt Wolfram einige Beobachtungen über das Lehnswesen mit (S. 145–147), die man mit einem seiner Aufsätze auch als „Aufnahme eines Nichtbestandes“ überschreiben könnte.<sup>1</sup>

Arnulf war ein „Herrischer des Übergangs“ und zugleich ein „konservativer Reformer, denen noch am ehesten nachhaltiger Fortschritt“ gelinge, resümiert Wolfram (S. 149). Für die Stadtgeschichte Regensburgs schließlich ist seine

<sup>1</sup> Herwig WOLFRAM, Karl Martell und das fränkische Lehenswesen. Aufnahme eines Nichtbestandes, in: Jörg JARNUT – Ulrich NONN – Michael RICHTER (Hg.), Karl Martell in seiner Zeit (Beihefte der Francia 37) Sigmaringen 1994, S. 61–78.

Herrschaft kaum zu überschätzen. Herwig Wolfram hat ein vergleichsweise schmales, aber nichtsdestoweniger sehr gehaltvolles Buch vorgelegt, das künftig bei jeder Beschäftigung mit diesem letzten ostfränkischen Karolinger-

kaiser ganz selbstverständlich neben die Publikationen von Ernst Dümmler sowie von Franz Fuchs und Peter Schmid treten wird.<sup>2</sup>

Bernhard Lübbers

<sup>2</sup> Ernst DÜMMLER, Geschichte des Ostfränkischen Reiches, Bd. 3: Die letzten Karolinger. Konrad I., Leipzig 1888; Franz FUCHS – Peter SCHMID (Hg.), Kaiser Arnulf. Das ostfränkische Reich am Ende des 9. Jahrhunderts (Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, Beiheft 19) München 2002.

Maximilian J. Zinnbauer – Reiner Reisinger, Quellen und Erörterungen zur Geschichte von Oberviechtach. Heft 1: Urbarium Baiuvariae transdanubiana (um 1285) (im Auszug). BayHStA Kurbayern Äußeres Archiv (KBÄA 4755), Oberviechtach 2022; 207 S. (I-LXII und 63-207); ISBN 978-3-9815240-0-0; 40,- Euro

Seit Jahrzehnten hat sich Max Zinnbauer damit beschäftigt, wichtige Archivalien zum früheren Landkreis Oberviechtach in den Archiven ausfindig zu machen, zu transkribieren und in umfangreichen farbigen Reihen einer historisch interessierten Leserschaft zugänglich zu machen. Die Blaue Reihe „Amtsinhaber im Pflegamt Murach“ behandelt vorrangig das 17. und 18. Jahrhundert und ist mit 22 Bänden inzwischen abgeschlossen. Die Graue Reihe beschäftigt sich in vier Bänden mit Zins- und Steuerbüchern des Pflegamts Murach vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. In der Roten Reihe sind bisher drei Bände mit Schwerpunkt Markt Oberviechtach vom 14. bis zum 17. Jahrhundert (Freiheitsbriefe u.a.) erschienen.

Nun hat sich Zinnbauer mit maßgeblicher Unterstützung von Dr. Reiner Reisinger an das in mittellateinischer Sprache verfasste Herzogsurbar von um 1285 und noch ältere Ortenburger Urkunden mit Bezug zum Muracher Herrschaftsraum gewagt. Beim Herzogsurbar über die Güter jenseits der Donau handelt es sich um die wichtigste Quelle zur frühen Herrschafts-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Gegend um Oberviechtach. Unter den Überschriften „Proprietates castri in Muhra“, „In foro Vihtach“ und „In officio Weidhusen“ (im Auszug) wird der wittelsbachische Besitzkomplex im Raum Oberviechtach mit allen zugehörigen Siedlungen, Rechten und Einkünften verzeichnet. Zugleich wird damit der frühere Einflussbereich der Grafen von Ortenburg umschrieben, die ihre Herrschaft Murach zwischen 1268 und 1272 in einer Reihe von Verträgen an Herzog Ludwig II. von Oberbayern übergaben und dies 1285 nochmals bestätigten.

Diese bedeutsamen Dokumente sind in der Reihe der ebenfalls abgedruckten Urkunden

zum Haus Ortenburg zu finden. Zusammen mit dem Herzogsurbar sind damit die frühesten Dokumente der schriftlichen Überlieferung für den Raum Oberviechtach zusammengefasst. Es ist eine schwierige, besonders anspruchsvolle Arbeit, diese Quellen zu übersetzen und für den heutigen Leser inhaltlich zugänglich zu machen.

In Teil I (S. 63–118) wird jede Seite des Herzogsurbars in vier Schritten vorgestellt: 1) Reprographische Abbildung des Originals; 2) Bereiterter Text; 3) Edition; 4) Übersetzung. In den Anmerkungen werden Eigenheiten der Übersetzung erläutert, nicht mehr gebräuchliche Begriffe und historische Sachverhalte im Umfeld erklärt.

Teil II (S. 119–184) bietet wichtige Urkunden zur Geschichte der Grafenfamilie von Ortenburg von 1160 bis 1285, abgedruckt in Faksimiles, zum Teil mit anhängenden Siegeln. Führende Persönlichkeiten werden vorgestellt und in den historischen Kontext eingeordnet. Die Ortenburger waren 1188 über das Erbe von Elisabeth von Sulzbach, seit 1156 verheiratet mit Graf Rapoto I. von Ortenburg, an die Herrschaft über Haus Murach mit Zugehörungen gelangt. Heutige Oberviechtacher finden hier die Erklärung für eine gewisse Namenspräsenz der Ortenburger in ihrer Stadt.

In einem Anhang (S. 185–206) werden nochmals Ortenburger Siegel und Urkunden mit Ortenburg-Nennungen in maximaler Vergrößerung präsentiert. Ein Abkürzungsverzeichnis und ein Literaturverzeichnis sind Teil I vorangestellt.

Der besondere Wert des Werkes liegt darin, dass die für nachfolgende Generationen kostbaren Archivalien Seite für Seite in farbigen Faksimiles von hoher Qualität veröffentlicht werden und jeder Ortsname in seiner histo-

rischen Schreibweise und zumeist zugleich seinem Erstnachweis zu bestaunen ist. Reiner Reisinger hat sich intensiv mit den Quellen auseinandergesetzt und sich sehr bemüht, alle zunächst rätselhaft erscheinenden lateinischen Formulierungen, Schreibvarianten und Abkürzungen aufzulösen und zu erklären. Insgesamt kann der Laie facettenreich erfahren, wie mühsam sich überwiegend im „Dunkel der Geschichte“ verborgene Zeitspannen erhellen lassen, wenn historisches Wissen aus wenigen punktuell überlieferten Quellen aus dem Mittelalter zusammenzusetzen ist.

Emma Mages

Christine Riedl-Valder (Hg.), „Die Fackel der Religionsfreiheit leuchten lassen ...“. Das 500-jährige Reformationsjubiläum von Beratzhausen (1521–2021), Kallmünz: Lassleben 2023; ISBN 978-3-7847-1258-1; 19,- Euro

Der Markt Beratzhausen hat die Ortsheimatpflegerin Christine Riedl-Valder beauftragt, eine Schrift zum 500-jährigen Reformationsjubiläum herauszugeben. Als Band 15 in der Schriftenreihe des Marktes Beratzhausen ist das Büchlein 2023 erschienen, zahlreiche Autoren haben mitgewirkt, Vorworte haben die Landrätin des Landkreises Regensburg, der Bürgermeister von Beratzhausen und die Herausgeberin beigesteuert, ein „Wort zum Geleit“ kommt von Julia Solinger, Pfarrerin in Hemau und Beratzhausen.

Wie Werner Chrobak im ersten Aufsatz mit dem Titel „Die Einführung der Reformation in Beratzhausen und ihr Einfluss auf die Regensburger Reformation“ schreibt, „ist es weithin historischer Konsens, dass Bernhardin II. von Stauff 1521 den lutherischen Glauben annahm“. Dieser Stauffer von Ehrenfels in Beratzhausen sei damit zumindest einer der allerersten Landesherren im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation gewesen, der sein Territorium dem neuen Glauben öffnete. Zunächst beleuchtet Chrobak die Geschichte der Herren von Ehrenfels und der späteren Stauffer von Ehrenfels, seit 1465 Reichsfreiherren, die zeitweise hohe Ämter im Dienst der bayerischen Herzöge innehatten.

Bernhardin nahm als Reichsfreiheit 1521 am Reichstag in Worms teil, auf dem Luther zum Widerruf seiner Schriften aufgefordert wurde und auf dem, nach dessen Weigerung, die Reichsacht über ihn verhängt wurde. Chrobak vermutet, dass die wohl von Bernhard miterlebte Selbstverteidigung Luthers, vor allem aber das in der Familie der Stauffer vorhandene Interesse an Bildung und religiösem Wissen die Hinwendung zum reformatorischen Glauben bewirkt haben. Noch im selben Jahr stellte Bernhardin einen Geistlichen in Beratzhausen an, der lutherisch predigen und das Abendmahl in beiderlei Gestalt rei-

chen sollte, doch Chrobak weist darauf hin, dass das, nach der Verhängung der Reichsacht über Luther ein Akt war, der gegen Reichsrecht verstieß. Innerhalb seiner Familie stand Bernhardin jedoch nicht allein. Vor allem seine Schwester Argula hat dabei eine Rolle gespielt, um sie geht es in einem eigenen Aufsatz in dem Büchlein. Die neuen Gottesdienste in Beratzhausen zogen Besucher aus den benachbarten pfalz-neuburgischen Gebieten und aus der Reichsstadt Regensburg an.

Um den Einfluss der Stauffer bei der Einführung der Reformation in dieser Stadt geht es im folgenden Abschnitt. Erwähnt wird zum einen ein Sendbrief von Argula an den Rat von 1524, in dem sie zu einer Zuwendung zum Evangelium auffordert, vor allem aber die Abendmahlsfeiern im Stadthaus der Stauffer im Frühsommer 1542. Die Einführung der Reformation in Regensburg, bei der auch der evangelische Prediger aus Beratzhausen mitwirkte, und auch die Widerstände dagegen werden abschließend dargestellt.

Eine gute Ergänzung zu Chrobaks Aufsatz bietet die folgende „Chronologie der Ereignisse“ von Christine Riedl-Valder, in der es ebenfalls um „Die Stauffer zu Ehrenfels als Förderer der Reformation“ geht. Die chronologische Übersicht reicht zeitlich über die Einführung der Reformation in Regensburg hinaus, weitere für die evangelische Reichsstadt wichtige Ereignisse werden aufgeführt, ebenso wie die weitere Familiengeschichte der Stauffer zu Ehrenfels bis zum Aussterben der männlichen Linie 1598. Im letzten Abschnitt wird die 1617 erfolgte Rekatholisierung des Herzogtums Pfalz-Neuburg, an das die Ehrenfelsler Lehen gefallen waren, angesprochen. Damit endet zunächst die evangelische Geschichte von Beratzhausen.

Eine Randbemerkung zu Leopold Moser, der evangelischer Prediger in Beratzhausen

war und dann bei der Einführung der Reformation in Regensburg mithalf: Er war nicht nur aushilfsweise in Regensburg tätig, wie die in Chrobaks Aufsatz verwendeten Quellen nahelegen, sondern blieb dauerhaft in der Stadt.

Bereits an dieser Stelle soll auf einen weiteren Aufsatz von Frau Riedl-Valder verwiesen werden, auch bei anderen Aufsätzen weiche ich von der Reihenfolge im Buch ab. Am Ende des Buches weitet Christine Riedl-Valder den Blick bis in die Gegenwart: „Die Geschichte der evangelischen Gemeinde in Beratzhausen nach dem Besitzwechsel der Herrschaft Ehrenfels im Jahre 1568“. Sie verweist darauf, dass Beratzhausen nach dem Besitzwechsel zunächst eine evangelische Gemeinde blieb bis zu der schon in der chronologischen Übersicht erwähnten Rekatholisierung 1617, als Familien, die evangelisch bleiben wollten, den Ort verließen. Anschließend wird die neue Entwicklung ab Ende des 19. Jhh. dargestellt, damals kamen wieder erste evangelische Christen in die Region, wesentlich mehr dann als Flüchtlinge nach dem 2. Weltkrieg, weshalb Kirchen in Hemau und Beratzhausen errichtet wurden. Den Schluss bildet der aktuelle Blick auf die kleiner werdende Zahl der Gemeindeglieder.

Die Geschichte des Adelsgeschlechts der Stauffer mit besonderer Berücksichtigung der Familienmitglieder in Sünching beleuchtet Diethard Schmidt. Ausführlich geht er auf die Teilnahme der Stauffer am Löwerbund ein, der im Auftrag des Kaisers 1491 die Reichsacht an dem von Bayern annexierten Regensburg vollstrecken sollte. Da die Truppen des bayerischen Herzogs zunächst siegreich waren, wurde Stauffischer Besitz erobert und u.a. die Burg Ehrenfels zerstört. Auch prachtvolle Bibelhandschriften aus dem Familienbesitz wie eine vom Regensburger Buchmaler Furtmeyr illustrierte Ausgabe aus Sünching geriet in die Hände der Wittelsbacher. Sie war von Ulrich von Stauff, einem Bruder des Großvaters von Bernhardin II. in Auftrag gegeben worden. Nach der Auflösung des Löwerbundes übernahmen die Stauffer wieder hohe Ämter im Wittelsbabischen Herrschaftssystem. Im Gegensatz zu Beratzhausen blieben die Stauffer in Sünching offensichtlich dem katholischen Glauben treu. Es gibt laut Schmidt keine gegenteiligen Hinweise.

Anders sieht es aus bei dem Zweig der Stauffer, der in Köfering ansässig war. Mit diesem Familienzweig beschäftigt sich Hermann

Reidel, wobei es ihm besonders um Anna von Stauff geht. Die Herkunft von Anna aus der hochadligen Grafenfamilie Schlick aus Böhmen wird detailliert dargestellt. Sie heiratete um 1520 Gramafanz von Stauff, einen jüngeren Bruder von Bernhardin II. Reidel erwähnt weitere Verbindungen zwischen der Familie der Stauffer und der Familie Schlick, von der Teile sich früh der Reformation zugewandt hatten. Nach dem Tod ihres Mannes 1541 wurde Anna Alleinerbin der Hofmark Köfering und übernahm die Aufgaben ihres Mannes. Darüber hinaus wollte sie, nachdem die Reichsstadt Regensburg 1542 evangelisch geworden war, dasselbe auch in Köfering erreichen. Sie selbst hielt Schule und predigte auch in der Kirche. Reidel schildert die Schwierigkeiten, die sich dadurch mit den bayerischen Herzögen ergaben und auch die Unterstützung, die sie erfuhr, u.a. durch den Superintendenten Nicolaus Gallus in Regensburg. Schließlich suchte sie Sicherheit in Regensburg, wo sie 1561 das Bürgerrecht erhielt. Ihr Besitz in Köfering ging über einen ihrer Neffen schließlich an die Lerchenfelder.

Reidel stellt am Ende seines Aufsatzes fest, dass die Tätigkeit der Anna von Stauff für die Einführung des evangelischen Glaubens einzigartig und ohne Beispiel in Bayern ist. Eine Inschriftentafel sollte an sie erinnern.

Da sich in dem Büchlein mehrere Aufsätze mit der Familie der Stauffer beschäftigen, lassen sich Wiederholungen kaum vermeiden. Sie erscheinen aber eher als Ergänzung, nicht als Manko. Immer wieder kommen andere Aspekte zur Sprache.

Mit der wohl bekanntesten Frau aus der Familie der Stauffer, mit Argula von Grumbach, geborene von Stauff beschäftigt sich Marita Panzer in einem Aufsatz, der auf einen in Beratzhausen gehaltenen Vortrag zurückgeht. Die Schwester von Bernhardin II. ist durch ihre an die Professoren der Universität gerichtete Verteidigungsschrift für den Ingolstädter Theologen Arsacius Seehofer und andere reformatorische Schriften, die in hoher Auflage gedruckt wurden, bekannt geworden, u.a. mit Luther stand sie im Briefwechsel. Marita Panzer hebt als Ausgangspunkt für Argulas öffentliches Wirken ihre Frömmigkeit, ihre vergleichsweise hohe Bildung und auch das ausgeprägte reichsstädtische Bewusstsein der Stauffer als Reichsfreiherrn hervor, das eine kritische Distanz gegenüber den bayerischen Herzögen beinhaltet.

Auch an Argula wird deutlich, dass in der Anfangszeit der Reformation Frauen durch geistige Leistungen hervortreten konnten, bevor ihre Rolle später auf die -auch nicht unwichtige – Rolle der Pfarrfrau beschränkt wurde.

Eine weitere gebildete Frau dieser Zeit war „Magdalena Heymair. Eine Schulmeisterin im Umfeld der Stauff zu Ehrenfels“, mit ihr beschäftigt sich Rosa Micus in einem Aufsatz mit dem ebengenannten Titel. Magdalena Heymair war, teils zusammen mit ihrem Ehemann, Schulmeisterin in Cham und Regensburg, zu anderen Zeiten war sie in adeligen Familien mit Erziehungsaufgaben betraut. Bei einer dieser Familien gab es eine Verbindung zu den Stauffern. Magdalena Heymair war theologisch interessiert, mit ihrer Dienstherrin Straubing konnte sie sich über biblische Schriften unterhalten und - das hebt Rosa Micus als einmalig hervor – sie verfasste Bücher für den Unterricht der Mädchen und ließ diese auch drucken. Bei diesen Werken handelt es sich vor allem um Paraphrasen biblischer Texte zum Singen im Unterricht, aber auch katechismusartige „Kinder-Gespreche“ sind dabei. Rosa Micus beschließt ihren Aufsatz mit Textbeispielen.

Die Aufsätze über herausragende Frauen im Umfeld der Stauffer werden ergänzt durch die Ausführungen von Marita Panzer über „Frauenleben an der Schwelle zur Neuzeit“, in dem deutlich wird, dass Frauen in der Regel als minderwertig gegenüber den Männern angesehen wurden und ihr Aufgabenbereich weitgehend auf das Haus beschränkt war. Die öffentlich aktiven Frauen im Umfeld der Stauffer erscheinen vor diesem Hintergrund als Ausnahmeerscheinungen.

Wichtige grundsätzliche Aspekte der Reformation in Beratzhausen behandelt Manfred Jehle in seinem Aufsatz „Die Reformation in Beratzhausen. Vergleichende Aspekte zur Reformation in Franken“, wobei es ihm neben diesem Vergleich auch um das Verhältnis der

Klemens Unger, Drei wegbereitende Frauen des Barock. Ein Vierteljahrhundert Regensburger (Kultur-)Geschichte 1630–1654 (Schriftenreihe des Welterbe Kulturfonds Regensburg – die Förderer e. V. 2) Regensburg: Welterbe Kulturfonds Regensburg – die Förderer e. V. 2023; 89 S.; ISBN 978-3-7917-3470-5; 20,- Euro

Vom Beruf her und aus Neigung war und ist er der Kulturvermittlung zugetan: Klemens Unger, von 1999 bis 2019 Kulturreferent Regensburgs. Als Autor und Vortragender

Stauffer zu den bayerischen Fürstentümern geht. Durch die Erhebung in den Reichsfreiherrnstand waren sie reichsunmittelbare Besitzer der Herrschaft Ehrenfels, als Besitzer anderer kleiner Herrschaften und Hofmarken aber auch bayerische Landsassen, zudem standen sie wiederholt auch in Diensten der bayrischen Herzöge.

Ausführlich stellt Jehle, auch an Beispielen aus der Familie der Stauffer, die am Beginn der frühen Neuzeit noch unsichere Rechtslage dar in Bezug auf die Herrschaftsrechte eines von einem Landesherrn regierten Territorialstaates und den an eine Grundherrschaft gebundenen Rechten. Während im Herzogtum Bayern wesentliche Bestandteile moderner Staatlichkeit wie Steuern, Kriegsdienst und Verwaltungshoheit dem Territorialstaat zustanden, blieben sie in Franken bis zum Ende des Alten Reiches bei der Grundherrschaft. Nach Jehle wurde in der Herrschaft Ehrenfels, vergleichbar mit den fränkischen Adelsherrschaften, die Reformation nicht als landesherrlicher Akt, sondern auf der Grundlage des adeligen Patronatsrechts über die Pfarrei und die Mess-Stiftungen eingeführt. Der damalige Pfarrer von Beratzhausen Michael Moser war noch vom Bischof in Regensburg bestätigt worden, ob er im Sinne Luthers predigte, ist nicht bekannt. Die frühen evangelisch predigenden Geistlichen hatten nur eine Predigerstelle, nicht die Pfarrstelle, inne und deren Besetzung allein durch den Patronatsherren war üblich. Laut Jehle muss es deshalb korrekt heißen, dass 1521 nicht die Pfarrei Beratzhausen, sondern die Mess-Stiftung der Früh- und Mittelmesse reformiert wurde.

Gerade auch der letztgenannte Aufsatz, aber bei weitem nicht nur er, zeigt, dass das Büchlein nicht nur für die Bewohner von Beratzhausen wichtige zeitgeschichtliche Informationen zur Reformationszeit bietet, ohne Beschränkung auf das Jahr 1521.

Christine Gottfriedsen

widmet er sich der Geschichte seiner Stadt. Im Pustet Verlag ist nun sein Buch „Drei wegbereitende Frauen des Barock“ erschienen. In einem bunten Kaleidoskop der Ereignis-

se, vieler handelnder Personen und historischer Zusammenhänge lässt er lebensspralle Bilder der Barockzeit in der Reichsstadt mit ihrer Reichstagstradition, ihren Festen und Kaiserbesuchen in rascher Folge und immer wieder neuen Konstellationen in Krieg und kurzen Perioden des Friedens vor den Augen der Leser und Leserinnen vorüberziehen. Wer heute glaubt, in einer aufregenden, unübersichtlichen, atemberaubenden Zeit der Zumutungen zu leben, muss feststellen, dass die Barockzeit, ihren Menschen in der raschen Folge von Krieg und Pest, Herrschaft und Gegenherrschaft, Religion und Okkupation wohl noch mehr abverlangt hat. Vergänglichkeit, Nichtigkeit und Lebensfreude trotz alledem – ein sehr moderner Gleichklang der Gefühle – bestimmte damals wie heute den Pulsschlag des unsicheren Lebens.

Unger nimmt in seinem opulent bebilderten Buch nur ein Vierteljahrhundert in den Fokus, die Jahre zwischen 1630 und 1654, die Endzeit des im wahren Sinn des Wortes verheerenden Dreißigjährigen Krieges und die ersten Jahre nach dem Westfälischen Frieden von 1648. Unger macht uns bekannt mit zwei Frauen, die in Regensburg, vornehmlich aber in der Kaiserstadt Wien ihre Zeit mitgeprägt haben: Eleonora Gonzaga Montferrat (1598–1655), zweite Gemahlin Kaiser Ferdinand II., und Eleonora Gonzaga Nevers (1630–1686), dritte Gemahlin Kaiser Ferdinand III. Dazu gesellt er die Fürstäbtissin des freien Reichsstifts Niedermünster, Anna Maria von Salis (1590–1652). Alle drei Frauen stehen für Emanzipation in einer von Männern dominierten Welt. Jede auf ihre Weise hat ihren Lebensraum gestaltet, Einfluss genommen auf geschichtlich-kulturelle Prozesse ihres Wirkungskreises.

Im Historikerstil erzählt der Autor spannungsreiche Barockgeschichten: Pracht und Herrlichkeit geistlicher und weltlicher Macht – ein permanentes Schauspiel der Herrschaftspraxis, große Bilder, große Szenen. In ihnen haben die beiden Gonzaga-Kaiserinnen ihre Rollen als Gestalterinnen und Mäzeninnen von Kunst und Kultur im Donauraum zwischen Wien und Regensburg hervorragend zelebriert. Die Gonzaga-Frauen stammen aus dem Geschlecht der Herzöge von Mantua, sind also erblich vorbelastet. In Oberitalien sind Herrschaft und Kultur ein fruchtbare Bündnis eingegangen, neben Mantua auch Florenz und Ferrara.

1622 heiratete Kaiser Ferdinand in zweiter Ehe Eleonora Gonzaga Montferrat, die schöne Italienerin am Wiener Hof. Eine sehr gebildete, musikalische Frau. Der Frömmigkeit zugegen, stiftete sie Klöster und kirchliche Institutionen. Sie kümmerte sich darum, dass speziell die italienische Oper in Wien, heimisch werden konnte. 1630 kam Eleonora mit dem Kaiser zum Kurfürstentag nach Regensburg. Der Kaiser schenkte den Dominikanern 4.000 Gulden, Geld, das diese der evangelischen Gemeinde schuldeten. Damit konnte endlich der Bau an der Dreieinigkeitskirche weitergehen. Am 7. November wurde Eleonora Gonzaga Monserat im Regensburger Dom zur Kaiserin gekrönt.

Ebenfalls im Regensburger Dom wurde die zweite Eleonora Gonzaga, eine Nevers, zur Kaiserin gekrönt, im Jahr 1653. Davor hat sie in Regensburg noch ihre Tochter Eleonora Maria zur Welt gebracht, die spätere Königin von Polen.

Der Kaiserin, die selbst komponierte und Gedichte schrieb, ist ein besonderes Ereignis in Regensburg zu verdanken. Sie hatte 1653 den Architekten und Bühnenbildner Giovanni Burnacini mitgebracht. Er errichtete zwischen Ostentor und Kapuzinerkloster ein kaiserliches Opernhaus, nicht einmal 20 Jahre nachdem in Venedig das erste Opernhaus der Welt gebaut worden ist. Das Bauwerk in Regensburg bot 1.000 Besuchern Platz. Da es aus Holz war, wurde es nach nur zwei Aufführungen der Oper „*L'inganno d'amore*“ (Der Liebesbetrug) des Komponisten Antonio Bertali abgebaut und auf Schiffen nach Wien transportiert. Dort wurde es als Kaiserliches Opernhaus am Josefsplatz wieder aufgebaut.

Als dritte Frau, die in Regensburgs Barockzeit Zeichen gesetzt hat, lenkt Clemens Unger die Aufmerksamkeit auf Anna Maria von Salis, Fürstäbtissin des adeligen Damenstifts Niedermünster. Er stellt sie als Wegebereiterin des Barock in Regensburg vor. Hat sie doch die Niedermünsterkirche umfassend barockisiert. Mit zwölf Jahren war die aus einer alten Schweizer Adelsfamilie stammende Anna Maria in das Stift eingetreten. Als 26-jährige wurde sie 1616 zur Fürstäbtissin gewählt. Sie ist die herausragende Persönlichkeit der weit verzweigten Familie Salis. Ihre Verwandten haben sich im Dienst der katholischen Liga und auch der Wittelsbacher um Bayern verdient gemacht.

Harald Raab

Bernhard Graf, Kurfürst Carl Theodor von Pfalz-Bayern. Musiker, Mäzen und Reformer, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2024; 287 S.; ISBN 978-3-7917-3522-1; 32,- Euro

Pünktlich zum dreihundertsten Geburtstag des pfälzbayerischen Kurfürsten legt der Historiker und Publizist Bernhard Graf eine neue Vita des nicht nur seinerzeit umstrittenen Regenten vor. Kontroversen verlaufen dabei weniger zwischen politischen Richtungen als zwischen den geschichtlichen Subdisziplinen, den Konfessionen und Regionen; kann Karl Theodor in der ehemaligen Kurpfalz als durchaus populär gelten, ist eine Ehrenrettung in Bayern noch mancherorts erforderlich. Die Biographik dieses Fürsten schwankt überdies zwischen politischem Bannfluch und kultureller Apotheose, ohne dass diese Handlungsfelder austariert und gegeneinander abgewogen werden. Als Ausnahme kann die Dissertation von Stefan Mörz gelten, die sich allerdings auf die pfälzische Zeit Carl Theodors beschränkt.

Diese Spannungen haben das Bild des Fürsten mehr als einmal verzerrt, zugleich aber eine hohe Zahl biographischer Arbeiten gerade in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht, unter denen diejenigen von Günther Ebersold, Hans Rall und eben Stefan Mörz zu nennen sind. Hervorzuheben ist außerdem der zweibändige Katalog des Reiss-Museums Mannheim „Zwischen Lebenslust und Frömmigkeit“ zu seinem 200. Todestag.

Bernhard Graf betritt mit seiner Biographie also kein Neuland, sondern ein vielerorts ausgetretenes, aber stellenweise schwieriges Gelände. Seine flüssig und lesbar geschriebene Darstellung ist vom Verlag opulent bebildert worden, zu monieren ist das Fehlen eines Registers. Mit den Quellen und der Fachliteratur ist er bestens vertraut. Darüber hinaus ruht die Arbeit auch auf zahlreichen unpublizierten Quellenbeständen, insbesondere den nicht uneingeschränkt zugänglichen Archivalien des Geheimen Hausarchivs in München. Eingeleitet wird die Darstellung durch Geleitworte von Herzog Franz von Bayern, Chef des Hauses Wittelsbach, und Thomas Stelzer, Landeshauptmann von Oberösterreich.

Schon mit dem Untertitel „Musiker, Mäzen und Reformer“ tritt die Biographie mit dem umfassenden Anspruch auf, nicht nur alle Territorien und Herrschaftsphasen abzudecken, sondern auch seine Handlungsfelder Politik und Kultur, die in chronologisch-thematischer Folge vorgetragen werden. Anzumerken ist

allerdings, dass Carl Theodor als Musiker gar nicht geschildert wird, obwohl er selbst Flöte spielte, sondern lediglich seine Förderung der Mannheimer Hofkapelle.

Eher referiert werden die politisch-dynastischen Konstellationen seiner Zeit und die verschiedenen Erbfälle, die Carl Theodor zum Herrn über sieben Länder machen sollten. Ausführlicher und in recht günstigem Licht schildert Graf die verschiedenen wirtschafts- und sozialpolitischen Maßnahmen des Kurfürsten und seiner „rechten Hand“ Benjamin Thompson. Damit trägt er dazu bei, den in Bayern immer noch wenig beliebten Regenten in seinem größten Territorium zu rehabilitieren. An diesem Bild sind freilich Differenzierungen anzubringen: Die Wirtschaft seiner Länder wurde nicht nur durch den Unterhalt seiner nicht wenigen unehelichen Kinder belastet, sondern auch durch eklatante Korruptionsfälle wie dem seines natürlichen Sohnes Carl Theodor Freiherr von Bettchart.

Ein nicht minder hohes Maß an Aufmerksamkeit gilt der höfischen Kultur. Karl Theodor zählt zu den meistporträtierten Persönlichkeiten seiner Zeit. Das verdankt sich weniger einem guten Aussehen als einer erfolgreichen Imagepolitik, die er durch kostspielige und ausufernde Pflege höfischer Kultur betrieb. Gerade in den zurückliegenden Jahrzehnten hat die historische Forschung die Gründe, Strategien und Wirkungen höfischer Repräsentation und Selbstdramatizierung eingehend erforscht. Von alledem findet sich im Buch nichts, auch wenn der höfischen Kultur weit mehr Raum als der Politik gegeben wird.

Allzu häufig werden höfische Panegyrik und Hofberichterstattung ausführlich, ja teils in ermüdender Länge, wiedergegeben, aber weder in ihren Entstehungskontext eingeordnet noch hinterfragt. Carl Theodor hat zweifelsohne bedeutende kulturelle Leistungen angeregt und gefördert, als Lichtgestalt der Aufklärung taugt er indes nur bedingt. Schon die Zeitgenossen erkannten und kritisierten seine dezidiert katholische Ausrichtung und eine teils restriktive Zensur, die ihn bei Aufklärern in schlechten Ruf setzten.

Bernhard Graf ist insgesamt eine quellenbasierte, breit angelegte und lesenswerte Gesamtdarstellung des Lebens und Wirkens von Carl Theodor mit zahlreichen neuen Ein-

zelerkenntnissen gelungen. Eine differenzierte Neuinterpretation, die die Ergebnisse der Forschungen zum 18. Jahrhundert und zur höfi-

schen Kultur einbezieht, muss freilich weiterhin als Desiderat bezeichnet werden.

Andreas Erb

Marcus Junkelmann, „Sie allein können Bayern retten!“ Carl Ernst von Gravenreuth. Eine Karriere zwischen Napoleon und Montgelas, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2022; 732 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-3043-1; 49,95 Euro

Der erste Eindruck erschlägt. Über 700 Seiten, eine überbordende Quellen- und Literaturliste, Anhänge und ein Inhaltsverzeichnis, das weit über die eigentliche Vita des Protagonisten hinausreicht; mehrere Generationen eines Adelsgeschlechts von der Frühen Neuzeit bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, Schauplätze von Amerika bis Russland, Themenfelder von der Politik- und Regionalgeschichte über die Militär- bis hin zur Wirtschaftsgeschichte. Rechtfertigt dies die Biographie eines Mannes, der nach seiner Absetzung schnell in Vergessenheit geriet und heute nur noch Kennern der bayerischen Landesgeschichte vertraut ist?

Der in Lothringen gebürtige Carl Ernst von Gravenreuth wirkte in pfalz-zweibrückischen, später bayerischen Diensten und war 1805 maßgeblich am Zustandekommen des Bündnisses mit Frankreich beteiligt. Dass viele Fragen in der Oberpfalz verhandelt und geklärt wurden, sei in dieser Zeitschrift nicht unerwähnt gelassen, ebenso eine anzunehmende Wurzel der Familie Gravenreuth in Regensburg. In der Folge blieb er ein glühender Verfechter dieser Allianz, geriet dabei aber immer wieder in Konfrontation mit dem kühn kalkulierenden Montgelas, weshalb er bereits 1807 aus dem Hauptquartier Napoleons abgezogen und mit wechselnden Aufgaben im Innern betraut wurde.

Dass nach einzelnen Studien zu Gravenreuths Rolle in der napoleonischen Ära seine gesamte Biographie aufgearbeitet wurde, geht auf die Initiative seines Urururgroßneffen Marian Freiherrn von Gravenreuth zurück, der neben Egon Johannes Greipl auch ein Geleitwort zu diesem Band beisteuert. Die Wahl für die Bearbeitung des umfangreichen Materials fiel keineswegs zufällig auf Markus Junkelmann, darf dieser doch als einer der besten Kenner dieser für das moderne Bayern wegweisenden Epoche gelten. Indem sie der Verfasser aus der Perspektive eines wichtigen Akteurs betrachtet, liefert er zugleich ein Gegenstück zur nicht minder monumentalen

Montgelasbiographie von Eberhard Weis. Damit stehen die beiden Antagonisten der Ära Max Joseph nun nicht nur auf der Bühne der Politik, sondern auch im Bücherregal nebeneinander.

Mit der biographischen Form ist allerdings der ausufernde, ja geradezu barocke Charakter dieses Werks ein ganzes Stück weit vorgegeben. Junkelmann verzichtet darauf, einen einzelnen Aspekt von Gravenreuths Persönlichkeit und Wirken konzentriert, aber auch isoliert zu behandeln; ebenso wenig machte er an den Grenzen von Geburt und Tod seines „Helden“ halt, sondern ist stets bestrebt, ihn in die Kontexte seiner Familiengeschichte und der jeweiligen Umstände seiner Handlungsfelder zu stellen. Dabei verknüpft seine Biographie notwendig Persönlichkeiten, Epochen, Regionen und Themen, die sonst kaum gemeinsam behandelt worden wären. So lenkt Junkelmann den Blick des Lesers von der Welt des süddeutschen Adels zum Amerikanischen Unabhängigkeitskampf und den Napoleonischen Kriegen, von den antibayerischen Unruhen im Vorarlberg bis zur Gründungsgeschichte Neu-Ulms. Es ist dem Verfasser aber gelungen, die enorme Materialfülle zugleich auszubreiten und zu bändigen. Einschübe zu einzelnen Themen und ein umfangreicher Anhang samt Register erschließen das Werk sowohl für den Leser als auch für weitere Forschungen. Zu nennen sind hier Texte aus Gravenreuths Feder, eine Stammtafel seiner Familie, eine Zeittafel und eine ausführliche Übersicht über die im Familienschloss Affing verwahrten Dokumente zu Carl Ernst von Gravenreuth. Hervorzuheben sind außerdem die zahlreichen Abbildungen, die nicht als reine Illustrationen den Band zieren, sondern stets erläutert und in den Text eingebunden sind.

Die Arbeit ruht in erster Linie auf einer intensiven Auswertung des Familienarchivs auf Schloss Affing, hinzu kommt die Überlieferung der bayerischen staatlichen Archive und des Österreichischen Staatsarchivs. Dementsprechend spürt man überall, dass die Schil-

derungen und Einschätzungen aus den Originalquellen geschöpft sind und nicht einfach Sekundärliteratur weitergereicht wird. Rückgrat des Werks sind die (im Anhang wiedergegebenen) Erinnerungen Gravenreuths, die immer wieder angeführt und gegen diejenigen seines Antipoden Montgelas abgewogen werden. So öffnet sich über weite Strecken eine Erlebnisperspektive der Akteure, die immer wieder hinter die Kulissen des Geschehens vordringen kann. Sehr zu bedauern ist demgegenüber, dass eine Auswertung der Pariser Quellenbestände nicht möglich war. Gera-de eine Biographie „zwischen Napoleon und Montgelas“ hätte den französischen Blick auf den Protagonisten mehr als verdient gehabt. Ob Gravenreuth wertvoller Partner oder nur hilfreicher Idiot Napoleons war, muss so offenbleiben. Insofern bleibt, und das räumt der Verfasser auch freimütig ein, seine Biographie nicht das letzte Wort zu Gravenreuth.

Eine Kernthese hat die Biographie nicht, kann sie aufgrund der heterogenen Tätigkeiten ihrer Hauptfigur gar nicht haben. Vielmehr bietet sie ein Panoptikum adeligen Lebens in

der Zeit, als das moderne Bayern entstand. Inwiefern Junkelmanns Arbeit etwa die Kenntnisse über die Gründung Neu-Ulms oder den Aufstand im Vorarlberg substantiell bereichert, kann der Rezensent nicht einschätzen. Entdeckungen aus dem Familienarchiv dürften aber durchaus neues Licht auf diese Felder werfen. Eines aber macht die Studie gerade durch ihre Detailtreue deutlich: An entscheidenden Stellen der Verhandlungen mit Frankreich gestalteten sich Entscheidungsprozesse quälend, und allzu häufig spiegelten die Ergebnisse eben auch persönliche Neigungen, Kompromisse und Konstellationen. Dass Bayern also stark vergrößert aus der napoleonischen Ära hervorging, war nicht durchgängig Ergebnis eines planvollen und stringenten Handelns seines Regenten und dessen Ministers. Insofern mahnt Junkelmanns Studie einmal mehr dazu, allzu gut passende Deutungen zu hinterfragen und sich in größtmöglicher Nähe zu den Quellen zu bewegen.

Ermattet, aber reich beschenkt legt man das Werk aus der Hand.

Andreas Erb

Marina Jung, Stadtplanung, Altstadtsanierung und Denkmalpflege in Amberg 1945–1974, Straubing: Verlag Attenkofer 2024; 368 S.; ill.; ISBN: 978-3-947029-62-4; 34,80 Euro.

Die Arbeit verdankt ihr Entstehen einer Anregung Wolfgang Schöllers, von 1997 bis 2019 Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Regensburg, der die Verfasserin im Rahmen eines Promotionsverfahrens mit dem Thema betraute. Dies kam nicht von ungefähr, war Schöller zu dem Zeitpunkt mit den Abschlussarbeiten seines Werks „Stadtplanung und Denkmalpflege in Regensburg“ beschäftigt.<sup>1</sup> Ziel der Arbeit ist „die Aufarbeitung der neuesten Stadtgeschichte, von Stadtplanung, Sanierung und Denkmalpflege, die Wandel und Zeitgeist der Zeit nach 1945 widerspie-

gelt“ (S. 7). Wie bei Schöller standen bei Jung „also ebenso wenig Denkmalpflege und Verkehrsplanung im technischen Sinne im Focus, sondern vielmehr die Vorgänge und das Agieren der beteiligten Institutionen: Regierungen, Behörden, Träger öffentlicher Belange, Gruppen, Verbände und Einzelpersonen“ (S. 7). Da für Amberg nur wenig Literatur zur Stadtgeschichte nach 1945 existiert,<sup>2</sup> blieb Jung „eine Puzzlearbeit mit tausenden Fakten, die allerdings nicht wie die Teile eines Puzzles schon zugeschnitten waren, um ein Ganzes zu ergeben, sondern sich auf viele Registraturen

<sup>1</sup> Wolfgang SCHÖLLER, Stadtplanung und Denkmalpflege in Regensburg 1950–1975 (Regensburger Studien 15) Regensburg 2010; vgl. dazu Dieter MARTIN, Denkmalpflege in Regensburg 1950–1975. Buchbesprechung Wolfgang Schöller, Stadtplanung und Denkmalpflege in Regensburg 1950–1975 (Regensburger Studien, Bd. 15) Regensburg: Stadtarchiv 2010, 379 S., 59,- Euro, in: Forum Stadt. Vierteljahrzeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung, 39. Jg., 2/2012, S. 206–209. Letzterer war vier Jahre lang Leiter der Baugenehmigungsbehörde Regensburg und 15 Jahre Vizedirektor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege sowie von 1994 bis 2009 Leitender akademischer Direktor des Instituts für Denkmalpflege an der Universität Bamberg.

<sup>2</sup> Vgl. etwa Johannes LASCHINGER, Amberg. Kleine Stadtgeschichte, Regensburg 2015, S. 140–159; Günther RAMBACH, Die 50er Jahre in Amberg und der Oberpfalz. Politik. Militär. Alltagsleben. Eisenhütten, Kümmersbruck 2013.

und Archive [...] verstreuten und verzettelten“.<sup>3</sup> Die Kärrnerarbeit bestand also in der Aufarbeitung einer Vielzahl von Quellen, die teilweise im Stadtarchiv Amberg, vor allem aber in den drei Registraturen des Referats für Stadtentwicklung und Bauen der Stadt Amberg, im Staatsarchiv Amberg, in privaten „Archiven“ sowie in der Registratur des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege in München (künftig BLfD) zu finden waren. Die Fülle des Materials schlug sich natürlich auch in der langen Bearbeitungszeit, verbunden mit einer Vielzahl von Fahrten nach Amberg und schließlich in 1.697 Anmerkungen nieder.

Wie Schöller gliedert Jung ihre Arbeit in drei Zeitabschnitte: von 1945 bis 1959, von 1960 bis 1969 sowie von 1970 bis 1974. Jeden dieser Abschnitte fächert sie wiederum in „Allgemeines“, „Verkehr und Verkehrsplanung“ sowie „Altstadt bzw. Altstadtsanierung und Denkmalpflege“ auf. In dem ersten Punkt des Zeitraums von 1945 bis 1959 („Der Stadt platten die Nähte“) schildert sie zunächst die Wohnungsnot in der von den Bombardierungen des Zweiten Weltkriegs weitgehend verschont gebliebenen Stadt, die durch die Ankunft einer Vielzahl von Flüchtlingen und Displaced Persons verschärft wurde. Hinzu kamen Fürsorgeaufwendungen, die ihrerseits zum massiven Schuldenanstieg der Stadt beitrugen. Positiv – vor allem im Hinblick auf die Versorgung der Bevölkerung – wirkte sich das „Wirtschaftswunder“ aus, in dessen Folge sich 174 Handwerksbetriebe, Dienstleister sowie Groß- und Einzelhändler zwischen 1945 und 1960 neu in Amberg ansiedelten. Zu einer Verbesserung der wirtschaftlichen Situation sollte angesichts des Umstands, „dass Amberg so wunderbare Bauwerke und eine so reiche Geschichte besitzt“ (S. 22) die Förderung des Fremdenverkehrs beitragen. Im zweiten Punkt der Zeit von 1945 bis 1959 thematisiert Jung den „Problemfall Verkehr“, dem weder die zur Bundesstraße 85 gehörende Georgenstraße (Hauptverkehrs- und Haupteinkaufsstraße), noch die „engen und verwinkelten Altstadtstraßen“ (S. 33) gewachsen waren. Vor diesem Hintergrund beschäftigte sich der Bauausschuss des Stadtrats 1953 erstmals mit der Verbreiterung der Ringstraße sowie „ohne

historisch begründeten Hintergrund“ (S. 39) mit der Anlage von Arkaden an Gebäuden in der Innenstadt zur Verbesserung der Sicherheit der Fußgänger. Besondere Probleme ergaben sich überdies am Nabburger Tor- und am Bahnhofsvorplatz. Neben dem durch steigende Pkw-Zulassungen zunehmenden fließenden Verkehr wurde die Situation des ruhenden ebenfalls beständig schwieriger. Im dritten Punkt dieses Zeitabschnitts, „Altstadt und Denkmalpflege“, weist Jung darauf hin, dass sich der historische Teil der Altstadt abseits der Hauptverkehrswege nicht selten als „heruntergekommen und unansehnlich“ (S. 88) präsentierte. Die Stadt suchte dringend notwendige Projekte im Rahmen ihrer Möglichkeiten durchzuführen sowie Privatpersonen mit Zuschüssen und verbilligten Darlehen zu unterstützen. Obwohl einerseits durchaus ein Bewusstsein für den Wert historischer Bausubstanz bestand, kam es dennoch zu Abbruchmaßnahmen. So wurde beispielsweise das Gasthaus „Weißes Rößl“ (Herrnstraße 1) nach seinem von der Regierung der Oberpfalz begrüßten Abbruch durch einen Neubau für die Stadtsparkasse „ersetzt“. Einem vom Bauordnungsamt 1995 bis 2000 erstellten Abbruchplan zufolge wurden bis zum Beginn der Erhebung 159 Gebäude bzw. Gebäudeteile in Amberg abgebrochen. Der erste, der sich für den Erhalt der kulturellen Werte der Stadt stark machte, war Stadtschulrat Joseph Schmitt,<sup>4</sup> der die von ihm nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgebaute Amberger „Orts-“, heute „Regionalgruppe“, des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg (künftig HV) leitete und sie auf die Belange der Denkmalpflege einschwore.

Im ersten Punkt des Zeitabschnitts von 1960 bis 1969 thematisiert Jung das Wachsen der Stadt, ihrer Aufgaben und ihres Schuldenbergs, der vor allem aus der baulichen Erweiterung des städtischen Marienkrankenhauses resultierte. MdL Heinrich Aigner konnte die Teilnahme der Stadt am Demonstrativbauprogramm des Bundes erreichen. Im „D-Programm“ entstanden in der Folge 1.000 Wohn-einheiten, zwei Kirchen, eine Schule sowie ein Gaststätten- und Ladenzentrum. Im zweiten Teil beschäftigt sich Jung mit dem Verkehrs-

---

3 MARTIN, Denkmalpflege (wie Anm. 1) S. 207.

4 Heribert BATZL, Joseph Schmitt. Stadtschulrat in Amberg, Leiter der Amberger Ortsgruppe und Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg, in: VHVO 99 (1958) S. 241 f.

chaos in der Innenstadt, dem der Verkehrsausschuss mit der Festlegung von Sperrzonen und -zeiten zu begegnen suchte, wobei ein teilweise unüberschaubarer „Schilderwald“ entstand. Zur Erhöhung der Verkehrssicherheit der Fußgänger wurde die „Arkaden-Lösung“ noch einmal aufgegriffen. Um die Parkplatzmisere zu beheben, entstand die Idee, Parkplätze an der Ringstraße, so etwa auf der Kräuterwiese oder in der Flutmulde am Dultplatz, zu schaffen. Trotz der negativen Erfahrungen, die die Stadt Regensburg mit dem bekannten Verkehrsplaner Kurt Leibbrand gemachte hatte, setzte die Stadt Amberg 1965 auf seine Expertise, auf die sie vier Jahre warten sollte. Er sprach sich für einen zweispurigen Einbahnring aus, „dem jeweils im Osten und Westen Einfahrerverbindungen zugeordnet waren“ (S. 146). Bereits 1961 hatte der Hauptausschuss des Stadtrats das Hochbauamt mit der Planung einer Verbreiterung des Kaiser-Wilhelm-Rings zwischen Wingershofer Tor und Kaiser-Wilhelm-Kaserne beauftragt. Im dritten Punkt der Jahre von 1960 bis 1969 beschäftigte sich Jung mit „Altstadtsanierung und Denkmalpflege“. In den 15 Jahren nach Kriegsende hatte vor allem die „moderne“ Schaufenstergestaltung das Stadtbild verändert. Der HV beklagte das „Türensterben“ und die Entfernung zahlreicher Heiligenfiguren von den Fassaden der Häuser. Dass an der Denkmalpflege durchaus Interesse bestand, belegt etwa die Renovierung des Rathauses 1963/64. Um den Rückerwerb jener Teile der Stadtmauer zu ermöglichen, die in den vergangenen 70 bis 100 Jahren in Privatbesitz übergegangen waren, beschloss die Stadt auf Empfehlung des BLfD die Aufstellung eines Bebauungsplans. Problematisch war die Situation des Stadttheaters, das 1954 wegen baulicher Mängel den Spielbetrieb einstellen musste. Obwohl Oberbürgermeister (künftig OB) Wolf Steininger, ab 1958 im Amt, gegenüber der Regierung das Interesse des Stadtrats an Verkauf und Abruch signalisierte, fand am 28. Januar 1970 eine Besprechung aller Beteiligten (Stadt, Architekten, Heimat- und Denkmalpflege) statt, aus der dann die Erneuerung des Dachstuhls 1971/72 und der Umbau des heute so hoch geschätzten Stadttheaters 1976 bis 1978 hervorgingen. 1960 erarbeiteten HV, OB Steininger und der Leiter des städtischen Bauamts, Stadt-

baurat Fritz Meuser, eine Liste von 88 schutzwürdigen Gebäuden innerhalb und außerhalb der Mauer, von denen 24 öffentliche Gebäude waren. Trotz gegenteiliger Beteuerungen von OB und Stadtbaurat wurden in den 1960er Jahren wieder etliche Gebäude abgebrochen. Der Umgestaltung des Bahnhofsvorplatzes erfolgte der Abriss des Bahnhofs, dessen Neubau 1961 eingeweiht wurde. Gegenüber entstand 1964 der neue „Kaufhof“. Aufgrund der Bayerischen Bauordnung vom 1. August 1962 bedurfte die Genehmigung von Bauvorhaben in der Nähe von Monumentalbauten der Zustimmung der Obersten Baubehörde; in Amberg zählten dazu die Kirchen St. Martin und St. Georg. Obgleich das BLfD nur sporadisch bei Bauvorhaben beteiligt wurde, konnte doch „einiges an Unheil abgewandt“ (S. 177) werden. Schwieriger als die der überörtlichen Denkmalpflege war die Situation der örtlichen Heimatpflege, obwohl Stadtheimatpfleger Hans Jungwirth<sup>5</sup> 1968 wieder bei der Erstellung einer Liste der Denkmäler beteiligt wurde. Die Frage einer Altstadtsanierung stellte sich erstmals, als das Gebäude der stillgelegten Malzfabrik Greger (Viehmarkt 7, Paradiesgasse 3) 1964 zum Verkauf stand, an dem die Firma „Gerhard Schuster – Bauplanung für Industrie- und Wohnungsbau, Grundbesitzverwertung und Betreuung“ aus München für einen anonymen Investor Interesse zeigte, um dort Geschäfts- und Bürogebäude zu errichten. Dagegen erhob das BLfD schwerste Bedenken. Bei dem ganzen Hin und Her zeigte sich die Notwendigkeit, ein Sanierungskonzept zu schaffen.

An den Anfang der allgemeinen Geschichte in der Zeit von 1970 bis 1974 stellt Jung den Wechsel an der Stadtspitze von OB Wolf Steininger zu OB Franz Prechtl im Jahr 1970. In Folge der Gebietsreform wurden zum 1. Juli 1972 die bisher selbständigen Gemeinden Ammersricht, Gailoh, Karmensölden und Raiterring sowie Gebietsteile der Gemeinde Traßlberg in das Stadtgebiet eingegliedert. Darüber hinaus wurde Amberg zum Sitz des Großlandkreises Amberg-Sulzbach. In diesem Zeitraum kam der Verkehr „nicht in Fluss“ (S. 212), zumal die Parkplatzfrage noch nicht zufriedenstellend gelöst war. Das Problem Tiefgarage näherte sich einer Lösung, nachdem sie auch als Raum für den zivilen Luftschutz geplant

<sup>5</sup> Otto SCHMIDT, Hans Jungwirth zum Gedächtnis, in: VHVO 116 (1976) S. 253f.

wurde. Um das Vorhaben eines vierspurigen Ausbaus des Rings um die Stadt realisieren zu können, musste ein Teil des Grüngürtels geopfert werden, was zu erheblichem Widerstand der Bevölkerung, aber auch des Stadtheimatpflegers Otto Schmidt,<sup>6</sup> des Bundes Naturschutz in Bayern e.V. und des BLfD führte. Insgesamt positiv aufgenommen wurde das Thema Fußgängerzone, nachdem an den vier Samstagen vor Weihnachten 1970 ein Probelauf stattfand. Entgegen den Forderungen Leibbrands nach einer autogerechten Stadt gaben die „Arbeitsgruppe für Stadtplanung (AGS)“ und die Firma „METRA DIVO Beratungen GmbH“ zu bedenken, dass die Stadt zwar Fußgängerfreundlich werden sollte, aber nicht ganz vom Verkehr befreit werden dürfe. Unterschiedliche Vorstellungen prägten die Frage der Ausgestaltung der Fußgängerzone. Auch in dem letzten zeitlichen Abschnitt ist der dritte Punkt der Altstadtsanierung und Denkmalpflege gewidmet, beginnend mit „Abbruch, Neubau und Modernisierung“ als den Formen privater Altstadtsanierung, die ihren Anstoß zumeist von geschäftlichen Interessen erhielten. Übergeordnet nahm das Thema in Amberg Fahrt auf, als die Stadt 1970 als „Studien- und Modellvorhaben des Bundesministeriums für Städtebau und Wohnungswesen“ Aufnahme fand. Es folgte die Gründung einer „Aktionsgemeinschaft Altstadtsanierung“ sowie die Erstellung eines Baualtersplans. Eingebunden waren die „Arbeitsgruppe für Stadtplanung (AGS)“ und die Firma „METRA DIVO Beratungen GmbH“ mit ihren Gutachten zur geplanten Sanierungsmaßnahme im Bereich zwischen Langer Gasse, Seminargasse, Viehmarkt und Paradiesgasse. „Mit dem Städtebauförderungsgesetz des Bundes von 1971 und dem Bayerischen Denkmalschutzgesetz von 1973 wurden die bis heute gültigen Rechtsgrundlagen für die Sanierung und Erneuerung der Städte und Dörfer und die Finanzausstattung geschaffen.“<sup>7</sup> Mit ersterem und der Möglichkeit der Aufnahme in das Städtebauförderungsprogramm des Bundes und der Länder konnte die Stadt selbst mit der dazu von ihr gegründeten Städtebau Amberg GmbH als Sanie-

rungsträger auftreten; die bereits erwähnten Planungen der Firma Schuster im Bereich der ehemaligen Malzfabrik Greger waren damit obsolet geworden. Detailliert zeigt Jung in der Folgezeit das Ringen um Erhalt oder Abriss historischer Bausubstanz zwischen der Stadt Amberg, der Städtebau Amberg und den Architekten einerseits, Generalkonservator Michael Petzet, dem BLfD, Stadtheimatpfleger Otto Schmidt, der sich gegen eine Flächensanierung und die Schaffung zu vieler, aus seiner Sicht nicht benötigter Wohnungen aussprach, und einzelnen Eigentümern andererseits. Zur Realisierung ihres Vorhabens einer Flächensanierung erwarb die Stadt Amberg nicht nur die ehemalige Malzfabrik, sondern den größten Teil des Sanierungsgebiets. Der Startschuss zur Altstadtsanierung fiel mit dem ersten „symbolischen Spatenstich“ am 8. August 1975. Diese Form der Altstadtsanierung mit der „Spitzhacke“<sup>8</sup> stieß teilweise auf harsche Kritik, oder wie Jung schreibt: „Um der Stadt die Peinlichkeit ihrer Entscheidungen ausgerechnet im Europäischen Denkmalschutzjahr aufzuzeigen, brauchte es erst die Berichtserstattung des Bayerischen Rundfunks, der Süddeutschen Zeitung oder in denkmalpflegerischen bzw. heimatkundlichen Fachzeitschriften“ (S. 343). Damit schließt sich der Kreis, in dem Jung der Frage nachgehen wollte, wie es soweit kommen konnte, dass Amberg vom „Modellfall für Altstadtsanierung“ zum „Negativbeispiel für Denkmalschutz und städtebauliche Planung [wurde]“. Jung versucht dabei nicht nur diese Frage zu beantworten, ihr Buch gibt jedem, der durch Amberg geht, darüber Aufschluss, warum die Stadt an den von ihr bearbeiteten „Ecken“ so geworden ist. Es ist somit ein wichtiges Kompendium für Einheimische wie Besucher der Stadt und dies umso mehr, als das Agieren der an den verschiedenen Prozessen Beteiligten teilweise wie in einem Krimi<sup>9</sup> wirkt. Der Eindruck wird durch die gute Lesbarkeit noch verstärkt. Zum Verständnis des vom Verlag Attenkofer ansprechend gestalteten Buches tragen die 80, von der Autorin sorgfältig ausgewählten Abbildungen bei.

Johannes Laschinger

6 Nachruf Otto Schmidt, in: Der Eisengau 50 (2018) S. 139.

7 MARTIN, Denkmalpflege (wie Anm. 1) S. 208.

8 Richard STROBEL, Altstadtsanierung in Amberg aus denkmalpflegerischer Sicht, in: Schönere Heimat 3/1976, S. 209–213.

9 MARTIN, Denkmalpflege (wie Anm. 1) S. 209.

Markus Alexander Meinke, Bayern und der Eiserne Vorhang 1945–1990. Die Grenzregime der DDR und der Tschechoslowakei im Vergleich, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2023; 470 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-3434-7; 49,95 Euro

Wer an den „Eisernen Vorhang“ denkt, jene ideologische Teilung Europas, der Winston Churchill 1946 den welttheatralischen Namen gab, verbindet häufig die Vorstellung einer hermetisch abgeschlossenen Grenze damit. Verschiedentlich hat die Forschung schon seit Längerem darauf hingewiesen, dass es durchaus grenzüberschreitende Kontakte und Entwicklungen gab.<sup>1</sup> „Wie effektiv funktionierte der ‚Eiserne Vorhang‘ aber wirklich?“ (12) Dieser Frage geht Markus Alexander Meinke in seiner 2023 erschienenen Regensburger Dissertation nach, die von Prof. Dr. Ulf Brunnbauer, dem Direktor des Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung, und von unserem langjährigen Vereinsmitglied Prof. Dr. Bernhard Löffler, Inhaber des Lehrstuhls für Bayerische Landesgeschichte, betreut worden ist. Sein Untersuchungsgegen sind die verschiedenen Grenzregime an Bayerns nördlicher und östlicher Außengrenze, in Richtung der damaligen Nachbarstaaten DDR und Tschechoslowakei.

Die Arbeit besteht aus einer Einleitung (13–35) mit Ausführungen zum Vorgehen und zur Methodik (36–45), vier inhaltlichen Kapiteln und einer Zusammenfassung (437–449) und einem Ausblick (450–454). Im ersten inhaltlichen Kapitel 3 (46–164) wird der äußere Rahmen abgesteckt, indem die Entwicklung der Grenzregime in der DDR und der Tschechoslowakei eingehend dargelegt wird. Zugleich erfährt man wenig über die bayerische Seite, der in diesem Kapitel im Wesentlichen ein reaktiver Part zukommt. Umso spannender sind Meinkes Ausführungen über die unterschiedliche Entwicklung in der DDR und in der Tschechoslowakei. Bereits unmittelbar nach dem Krieg war die bayerisch-tschechische Grenze wesentlich schärfer gesichert als die innerdeutsche. Nach der kommunistischen Machtübernahme im Februar 1948 begannen die tschechoslowakischen Behörden mit dem Aufbau eines elektrischen Hochspannungszauns, Minenfeldern und dem Einsatz von Schutz-

waffen. Zahlreiche Dörfer im Bereich des nach der Aussiedlung der Sudetendeutschen stark entvölkerten Grenzgebietes wurden abgerissen. Erst nach Einsetzen der Entstalinisierung wurden 1956/57 die Minenfelder geräumt. Die zunehmend schwierige wirtschaftliche Lage der Tschechoslowakei sowie die Versuche einer Annäherung an den Westen führten zum Abbau des Hochspannungszauns 1966. Grenzanlagen wurden weiter ins Landesinnere verlegt, so dass sich der (trägerische) Eindruck einer „grünen Grenze“ (110) einzustellen vermochte. Die Grenze zur DDR hingegen blieb anfangs relativ durchlässig. Erst die Schließung der Interzonengrenze 1952 verschärfte die Lage. Die Einbindung der beiden deutschen Staaten in ihre jeweiligen Militärbündnisse führte seit Mitte der 1950er Jahre zu einer zunehmenden Verschärfung der Grenzsicherungsmaßnahmen, die gleichwohl bis zum Bau der Berliner Mauer lückenhaft blieben (94). Vor dem Hintergrund der deutschlandpolitischen Entwicklungen jedoch (z.B. die Frage der Anerkennung zweier deutscher Staaten) verschärfte sich das Grenzregime der DDR immer weiter, bis Anfang der 1960er Jahre das Niveau der tschechoslowakischen Grenzsicherung erreicht worden war (104). Zwischen 1975 und 1983 modernisierte die DDR ihre Grenzanlagen, u.a. führte sie Selbstschussanlagen ein. Nach der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ durch den Warschauer Pakt wurde das tschechoslowakische Regime langsam abermals verschärft. Beide Grenzregime näherten sich einander im Hinblick auf ihre Effizienz und die Art der Hindernisse wieder an (163). Ab 1986 bestanden Pläne, einheitliche Grenzregime technisch aufzuziehen, die jedoch infolge des Zusammenbruchs des Ostblocks nicht verwirklicht wurden. Stattdessen wurden die Grenzanlagen 1989/90 binnen weniger Monate abgebaut, die letzten Reste 1991 beseitigt (159–161).

Kapitel 4 (165–218) untersucht die mentale Grenzkonstruktion, die Grenze in den Köp-

<sup>1</sup> Luminia GATEJEL, Warten, hoffen und endlich fahren. Auto und Sozialismus in der Sowjetunion, in Rumänien und der DDR (1956–1989/91) (Deutsches Museum. Beiträge zur Historischen Verkehrs-forschung 14) Frankfurt a.M. 2014; Andreas BECKER – Klaus BUCHENAU, Die Universität Regensburg im Kalten Krieg (Schriftenreihe des Universitätsarchivs Regensburg 1) Regensburg 2017.

fen. Alle beteiligten Seiten setzten identische Mittel ein: Mit Filmen, Dokumentationen, Fernsehserien, Aufklärungsbroschüren, Erzählungen und Romanen wurde ein Feindbild konstruiert, das eine fest geschützte Grenze notwendig zu machen schien. Für die Tschechoslowakei standen die US-Amerikaner als ideologischer Gegner im Vordergrund, für die DDR war es aus naheliegenden Gründen die Bundesrepublik. Lautsprecherdurchsagen, abgeworfene Handzettel und ähnliches spielte an beiden Grenzen eine Rolle, traten jedoch im Bereich der bayerisch-tschechoslowakischen Grenze bereits seit den frühen 1960er Jahren so weit zurück, dass sie kaum mehr wahrgenommen waren (217). Während im Hinblick auf die DDR immer auch die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung ein wichtiges Element war, war die bayerisch-tschechoslowakische Grenze viel leichter als Auslandsgrenze zu begreifen.

In Kapitel 5 (219–334) zeichnet Meinke die Kontakte und Verhaltensschemata zwischen Grenzorganen in Ost und West nach. Waren die vorherigen Kapitel schwerpunktmäßig an den Nachbarländern orientiert, so treten hier westdeutschen Bundesgrenzschützer stärker als aktives Element der Grenze in Erscheinung. Anhand von mindestens zwölf Zeitzeugeninterviews, davon zwei von Angehörigen der tschechoslowakischen Grenzschutzeinheiten, entsteht ein sehr plastisches Bild des Grenzschützer und von deren Alltag an den Grenzen. Abseits der Wehrpflicht waren viele Grenzschützer durch finanzielle Sicherheit, politische Überzeugungen oder schlicht Abenteuerlust zu ihrem Beruf motiviert. Während an der innerdeutschen Grenze ab Mitte der 1960er Jahre es „parallel zum Ausbau der pioniertechnischen Sperren zu einer systematischen Distanzierung zwischen den Grenzorganen kam“ (333), die bis in die Endphase des Eisernen Vorhangs Kontakte maximal einschränkte, begannen in der Tschechoslowakei bereits seit Ende der 1950er Jahre Kontakt- und Kooperationsversuche. Diese Liberalisierung erlebte freilich infolge des Einmarschs der Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei im August 1968 eine etwa eine Dekade dauernde Abkühlung, in der die früheren inoffiziellen Kontakte fast vollständig zum Erliegen kamen. Ende der 1970er Jahre setzte jedoch eine Rückkehr zum Zustand vor der Invasion ein: Die bayrischen Bundesgrenzschützer und ihre tsche-

choslowakischen Kollegen grüßten einander, führten Gespräche, tauschten Gegenstände und kooperierten miteinander. In einem Bericht der Bayerischen Grenzpolizei wurde die „wohltuende Atmosphäre“ im Vergleich zur innerdeutschen Grenze hervorgehoben (298). Vereinzelt kam es sogar zu gemeinsamen Weihnachtsfeiern (z.B. im Jahre 1980, 300). „Dass man sich Mitte der 1980er Jahre von bayerischer Seite aus zu dienstlichen Einschränkungen im grenzübergreifenden Miteinander der Grenzorgane veranlasst sah, verdeutlicht, welche Dimensionen der Austausch bis zu diesem Zeitpunkt angenommen hatte.“ (334). Zwar war die Lage nicht mit den Grenzen zur Schweiz oder Österreich vergleichbar, aber man pflegte doch einen ansatzweise normalisierten Umgang, der an der Grenze zur DDR vollständig fehlte.

In Kapitel 6 (335–436) betrachtet Meinke die Frage der Durchlässigkeit der Grenze. Eine seiner wichtigsten Erkenntnisse ist, dass die durch die Verlegung der Grenzschanzen ins Landesinnere scheinbar idyllische, „grüne Grenze“ zur Tschechoslowakei der innerdeutschen Grenze im Hinblick auf die Effizienz keineswegs nachstand. Neben Flüchtlingen und dem Ansatz, dass der Eisernen Vorhang auch eine Art soziale Bruchlinie gewesen war, die es Menschen ermöglichte, im ideologisch jeweils anderen Teil aus verschiedenen Gründen unterzukommen (362–386), wird die Grenze auch als ökonomische Grenze betrachtet. In diesem Abschnitt wird die Abhängigkeit des Verkehrs von Personen wie Waren von politischen Vorgaben deutlich greifbar. Die kommunistische Machtergreifung 1948 in der Tschechoslowakei führte zunächst zu einer erheblichen Einschränkung des Grenzverkehrs. Um 1950 bestanden nur noch drei offizielle Grenzübergänge zwischen Bayern und der Tschechoslowakei, in Waidhaus, Schirnding und Furth im Wald (397). Seit 1956 lockerte sich der „Eiserne Vorhang“ etwas. Angesichts der sich verschlechternden wirtschaftlichen Lage bemühte sich die Regierung der CSSR um Devisenbeschaffung: Ab 1959 wurden kleinere Grenzübergänge für die „lukrative Holzausfuhr nach Bayern“ geöffnet und ab Dezember 1963 wurden vermehrt Touristenvisa für Besucher aus dem Westen ausgegeben, verbunden mit der Eröffnung weiterer Grenzübergänge. Der Personenreiseverkehr stieg sprunghaft an (400–401). Als Folge der politischen Unruhe nach dem Einmarsch

1968 sank die Zahl der Reisenden 1969 nur kurzzeitig ab. Der internationale Zugverkehr wurde bei Furth im Wald – Česká Kubice am 31. Mai 1970 wieder aufgenommen: Dabei stiegen auch hier die Reisendenzahlen an diesem Grenzübergang sprunghaft an, von 57 (1969) auf 12.153 (1970). Bis 1980 überquerten jährlich zwischen 1 und 1,3 Millionen Reisende die Grenze zwischen Bayern und der CSSR (402–403). Bis 1986 stiegen diese Zahlen auf 1,7 Millionen Reisende, 1988 waren es 2,3 Millionen. Zugleich nahmen grenzüberschreitende Aktivitäten, etwa im Rahmen des Freundschaftslaufes Wuppertal-Košice, zu (405). In diesen späten Jahren begann auch der Aufbau eines grenzüberschreitenden öffentlichen Personenverkehrs, etwa mit der am 24. März 1989 aufgenommenen durchgehenden Busverbindung zwischen Prag und München über Pilsen und Regensburg. Der zusätzlich wachsende Lkw-Verkehr stellte für die Grenzgebiete hingegen ein Problem dar, da die Straßen in Grenznähe nicht ausgebaut waren. Auf beiden Seiten mussten Investitionen getätigt werden, um der Verkehrslage durch den Bau breiterer Straßen und Grenzübergänge Rechnung zu tragen (406–413). Das schwierig greifbare Thema des Schleichhandels bietet Meinke Gelegenheit, über den Zusammen-

hang von Rechtsgrundlagen und Entstehung archivalischer Quellen zu diskutieren (421).

Das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis (457–470) offenbart die breite Quellenlage, die Meinke in einschlägigen tschechischen (etwa aus dem Archiv der Sicherheitsdienste in Brno-Kanice) und deutschen Archiven, teilweise sogar noch bei den Behörden selbst. Hinzu kommen Unterlagen aus Museen (darunter auch das Open Society Archive in Budapest), umfangreiche Periodika, Romane sowie filmische Verarbeitungen des Themas. Ergänzt werden diese verschiedenen Überlieferungen durch Zeitzeugeninterviews mit tschechoslowakischen und deutschen Grenzbeamten.

Da jedes Kapitel eine Zusammenfassung hat, fällt der inhaltliche Zugriff auf die Thesen und Themen leicht. Angesichts vielen mehr oder weniger ausführlichen Vorkommnissen oder Berichte hätte es dem Buch gut angestanden, trotz oder gerade wegen des Umfangs, wenigstens ein Ortsindex beizufügen, da zahlreiche oberpfälzische Grenzorte angeführt werden. Meinke ist insgesamt eine umfangreiche Studie gelungen, die mit einer Fülle von Details ihre Thesen anschaulich nachvollziehen lässt.

Andreas Becker

## Autorenverzeichnis

- Appl, Tobias, Dr. phil., Bezirksheimatpfleger der Oberpfalz, Ludwig-Thoma-Str. 14,  
93051 Regensburg
- Becker, Andreas, Dr. phil., Leiter des Universitätsarchivs Regensburg, Universitätsstr. 31,  
93053 Regensburg
- Berger, Martin, Dr. theol., Universitätsassistent Postdoc, Universität Wien,  
Schenkenstraße 8–10, 1010 Wien – Österreich
- Deutinger, Roman, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter, Bayerische Akademie der  
Wissenschaften, Repertorium „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“,  
Alfons-Goppel-Str. 11, 80539 München
- Ebeling, Caroline-Sophie, Dr. phil., Leitung Städtische Galerie im „Leeren Beutel“,  
Bertoldstraße 9, 93047 Regensburg
- Erb, Andreas, Dr. phil., Stadtarchivar, Stadt Amberg, Paulanerplatz 17, 92224 Amberg
- Feuerer, Thomas, Dr. phil., Kulturreferent, Landratsamt Regensburg, Altmühlstraße 3,  
93059 Regensburg
- Freller, Thomas, Dr., Universitätslehrer, University of Malta & University of  
Applied Sciences Aalen (Württemberg), Rechenberger Str. 23, 73489 Jagstzell
- Gäde, Elisabeth, M.A., Historikerin, Eichenstraße 5, 93138 Lappersdorf
- Gottfriedsen, Christine, Dr. theol., Albrecht-Altdorfer-Ring 44, 93083 Obertraubling
- Herrmann, Christel, Dipl. Sozialwissenschaftlerin, Regensburg
- Krapf, Manfred, Dr. phil., Historiker, Clermont-Ferrand-Allee 6, 93049 Regensburg
- Laschinger, Johannes, Dr. phil., Archivdirektor a.D., Weißdornweg 4, 92224 Amberg
- Lübbers, Bernhard, Dr. phil., M.A., Bibliotheksdirektor, Staatliche Bibliothek Regensburg,  
Gesandtenstraße 13, 93047 Regensburg
- Mages, Emma, Dr. phil., Historikerin, Birkenstr. 14, 93087 Alteglofsheim
- Neri-Ultsch, Daniela, Dr. phil., Prof., Universität Regensburg, Fakultät 1 – Institut für  
Geschichte, Universitätsstr. 31, 93053 Regensburg
- Raab, Harald, Lic. rer. publ., Journalist und Autor, Büro für journalistische Dienste,  
Kunst und Kommunikation, Cranach-Str. 1, 99423 Weimar
- Rothbäller, Marc, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Freien Wohlfahrtspflege,  
Lessingstr. 12, 94575 Windorf
- Schmid, Alois, Dr. phil., Prof. i. R., Listweg 8, 93455 Traitsching
- Schwaiger, Dieter, Studiendirektor i. R., Cramannsdorfer Weg 4, 93309 Kelheim

aus

# Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg

## Band 165 (2025)

